

"Früher kamen um 16 Uhr die Putzfrauen"

Autor(en): **Huber, Werner / Mäder, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **30 (2017)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-730912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Früher kamen um 16 Uhr die Putzfrauen»

Stephan Mäder hat zwanzig Jahre lang das Departement Architektur an der ZHAW in Winterthur geleitet. Ein Interview über Ausbildungsplätze und Veränderungen in der Lehre.

Interview:
Werner Huber
Foto:
Linus Bill

Stephan Mäder, geboren 1951, studierte an der ETH Zürich unter anderem bei Luigi Snozzi und Aldo van Eyck. Dort lernte er eine Sichtweise weg vom Objekt, hin zum Territorium. «Wir konnten mit einem Ferienhäuschen das ganze Tessin retten, wenn wir es richtig in die Landschaft setzten», kommentiert er schmunzelnd. Noch als Student gewann er 1978 mit Jürg Hauenstein einen Wettbewerb. Sie gründeten das Büro Hauenstein + Mäder. Nach seinem Studienabschluss wurde er Assistent bei Giancarlo Durisch, Flora Ruchat und später bei Ernst Studer. Ab 1985 unterrichtete er Entwerfen und Konstruieren in Winterthur. Seit 1988 führt er zusammen mit Susanna Mächler das Architekturbüro Mäder + Mächler. Von 1998 bis 2016 leitete er das Departement Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW). Nun wird er wieder vermehrt im eigenen Büro und beratend tätig sein.

Seit Jahren wird darüber diskutiert, wie viele Ausbildungsplätze in Architektur es in der Schweiz braucht. Neu wollen Chur und St. Gallen eigene Programme anbieten. Gibt es genügend Interesse?

Stephan Mäder: Heute wird an drei universitären Schulen und an sieben Fachhochschulen Architektur gelehrt. Die beiden ETHs und die Università della Svizzera italiana unterrichten zwei Drittel aller Architekturstudierenden. Die Fachhochschulen teilen sich das restliche Drittel. Wenn nun Chur und St. Gallen ebenfalls Architekten ausbilden und in Basel eine universitäre Ausbildung geprüft wird, muss man sich fragen, ob es so viele Schulen braucht. Oder besser: Welche qualitativen Profile sie anbieten.

Sie sind Präsident des «Architekturrats».

Werden dort solche Fragen diskutiert?

Im «Architekturrat» sind alle Fachhochschulen, die ETHs und die Accademia in Mendrisio vertreten. Es geht um Absprachen und Koordination. Noch muss die Erkenntnis wachsen, dass interne Debatten erwünscht, öffentlich ausgetragene Polemiken aber nicht zielführend sind. Der Architekturrat ist nur so stark wie das Engagement der einzelnen Schulen.

Kommt immer noch der grösste Teil der Architekturstudierenden an den Fachhochschulen aus einer Berufslehre?

Bei uns in Winterthur schon: 85 Prozent haben eine Lehre absolviert. In Muttenz ist das Verhältnis fünfzig zu fünfzig, und in Genf sind es nur noch zwanzig Prozent, die nach einer Lehre ein Studium beginnen.

Warum gibt es immer mehr Studierende, die mit einer Matura an eine Fachhochschule gehen?

Zum einen gibt es heute generell mehr junge Menschen, die eine Matura machen. Und es gibt offenbar Studierende, die hohen Respekt oder gar Angst vor dem ETH-Betrieb haben. Dort ist die Konkurrenz gross, und es herrscht eine gewisse Anonymität. Einige junge Menschen ziehen deshalb das Studium an einer Fachhochschule mit dem begleiteten Unterricht vor.

Mit welchem Vorwissen kommen die Studierenden, die eine Lehre absolviert haben?

Es gibt einige, die in der Lehre nur Aussenisolation gezeichnet haben. Andere kommen aus Büros, in denen sie Verantwortung trugen. Sie wollen dann schnell viel liefern und nehmen sich zu wenig Zeit für Analysen und Reflexion. Die Dozierenden müssen da didaktisch ansetzen. →



Einer, der träumte und machte: Stephan (Steph) Mäder verlässt nach zwanzig Jahren die Architekturschule der ZHAW in Winterthur.

→ **Haben sich die Ausbildungsprofile der Fachhochschulen und der ETHs angeglichen?**

Wenn an einer Fachhochschule achtzig Prozent der Studierenden keine Bauzeichner sind, kann man nicht mehr von einem dualen System sprechen. Es stellt sich durchaus die Frage nach dem Unterschied zwischen Universitäten und Fachhochschulen. Ich sage manchmal, die ETH sei die beste Fachhochschule der Schweiz, weil sie grossen Wert auf die Berufsfähigkeit und auf die Konstruktion legt. Die Tatsache, dass wir in Winterthur noch relativ wenige Maturanden haben, die bei uns Architektur studieren, hängt mit der strengeren Selektion zusammen. Das ist auch der Grund, weshalb bei uns die Zahl der Studierenden nicht ansteigt. Wachstum per se war nie unser Ziel.

Blenden wir zurück: Sie starteten vor dreissig Jahren als Dozent am damaligen Technikum Winterthur. Wie kamen Sie dazu?

Die Anfrage lief über Jürg Hauenstein und Max Kasper, mit denen ich das Erweiterungsprojekt für das Englische Seminar der Universität Zürich bearbeitete. Eigentlich war mir das Tech Winterthur in meiner jugendlichen Überheblichkeit ein bisschen zu wenig. Doch als ich dann die herzliche, kollegiale Atmosphäre spürte, habe ich zugesagt.

Wie lief damals der Studienbetrieb?

Es war ein Schulbetrieb mit 38 Lektionen Frontalunterricht pro Woche. Um 16 Uhr mussten wir die Räume verlassen, weil die Putzfrauen kamen. Und weil das Schulzimmer auch Zeichnungssaal war, mussten die Studierenden jeden Tag alles wegräumen. Das war noch kein Atelierbetrieb. Das änderte sich 1991 mit dem «Reformstudium» und dem Abschied vom Modell der Gewerbeschule. Unterricht war neu nur noch am Vormittag. Am Nachmittag war eigenständiges Studium angesagt. Die Ausbildung dauerte vier Jahre.

Daraus wurden dann wieder drei Jahre ...

... weil dies die Umstrukturierung zur Fachhochschule verlangte. Später kam das Masterstudium dazu. Auch diesen Lehrgang konnten wir selbst entwickeln und ihn – im Gegensatz zu den meisten europäischen Partnerschulen – sogar bei der EU-Kommission persönlich vorstellen.

Der Studiengang Architektur hat heute spektakuläre Schulräume im Sulzer-Areal. Wie kam es dazu?

Ende der Achtzigerjahre stellte Sulzer die Produktion ein. Das Projekt «Winti Nova» sah vor, auf dem Areal hauptsächlich Büros zu bauen. Das stiess vor allem bei Winterthurer Architekten auf Widerstand. Sie initiierten Werkstattgespräche, und dabei tauchte an der Architekturabteilung die Idee auf, auf dem Sulzer-Areal ein Provisorium für die Architekturausbildung einzurichten. Zusammen mit mei-

«Gedacht war das Provisorium für fünf Jahre, nun sind wir schon 25 Jahre da.»

Stephan Mäder

nem Kollegen Hermann Eppler haben wir das umgesetzt. Innerhalb eines halben Jahres wurde in der Halle 180 ein Provisorium eingerichtet. Gedacht war es für fünf Jahre, nun sind wir schon 25 Jahre da.

Kann die Schule noch lange bleiben?

Seit die Pensionskasse Stiftung Abendrot das Lagerplatzareal übernommen hat, ist der Entwicklungsdruck nicht mehr so hoch. Der Kanton ist Mieter der Halle. In den nächsten zehn, zwanzig Jahren wird dies wohl so bleiben. Mit der Halle bekamen die Studierenden einen Arbeitsplatz, den sie Tag und Nacht nutzen können. Die Dozierenden haben dagegen keine fixen Arbeitsplätze, sie kommen mit dem Kofferli. Nächstes Jahr können wir zwei weitere Hallen beziehen.

Wie haben sich die Inhalte in den dreissig Jahren Ihrer Lehrtätigkeit verändert?

Mit dem «Reformstudium» und später bei der Einführung von Bachelor und Master wurden Inhalte und Unterricht neu strukturiert. Im ersten Jahr vermitteln wir Grundlagen, im zweiten geht es um Räume des Hauses, später werden daraus Wohnungen, dann Ensembles in einem urbanen Kontext. Im dritten Jahr beschäftigen wir uns mit öffentlichen Bauten – unter Berücksichtigung von Hülle und Tragwerk sowie des Einflusses der Haustechnik. Im Master formulieren die beiden Institute «Urban Landscape» und «Konstruktives Entwerfen» Fragestellungen oft in Verbindung mit Forschungsthemen.

Wenn sie den Wandel der Schulatmosphäre beschreiben müssten, was würden Sie dann herausstreichen?

Früher habe ich die Studierenden geduzt, und sie sprachen mich mit Sie an. Heute ist es umgekehrt (lacht). Im Ernst: Weil wir nicht mehr Klassen führen, sondern Jahreskurse, ist der Zusammenhalt heute besser. Die Dozierenden entwickeln die Jahreskurse gemeinsam. Das verstärkt die Teambildung. Wir kennen keine Lehrstühle und keine Assistierenden. Alle fünf Jahre handeln wir die Unterrichtsinhalte neu aus.

Gibt es auch Felder, in denen Sie in Winterthur gescheitert sind?

Als die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften – mit heute 12 000 Studierenden – geschaffen wurde, meinte man, die Administration werde einfacher. Aber es hat sich gezeigt, dass die Abläufe träger geworden sind. Die grossen Departemente wie Wirtschaft und Technik sind tonangebend. Der Spielraum für die Architektur ist kleiner geworden. Zudem führt die Verpflichtung zum Forschen dazu, dass viele Leute zu hundert Prozent an der Schule angestellt werden. Das möchten wir bei der Architektur aber gerade nicht. Wir möchten Dozierende, die in der Praxis tätig sind.

«Der Spielraum für die Architektur ist kleiner geworden.»

Stephan Mäder

Was für ein Architekten-Berufsbild zeichnen Sie heute?

Die Bauproduktion ist in den letzten zwanzig Jahren komplizierter geworden. Vieles wird nicht mehr von Architekten, sondern von anderen Akteuren bestimmt. Am Bau sind heute viel mehr Fachleute beteiligt. Der Bauprozess ist fragmentiert. Gleichzeitig gibt es einen Vertrauensverlust. Grosse Bauaufträge über vierzig, fünfzig Millionen Franken erfordern ein anderes Herangehen. Man sagt zwar, es wäre gut, wenn ein Architekt die Hoheit über die Ausführung hätte, aber bei so grossen Projekten ist das kaum mehr möglich. Der Spielraum der Architekten wird kleiner. Solange die Verträge noch nicht unterzeichnet sind, klappt die Zusammenarbeit bestens. Aber danach wird allzu schnell mit Anwälten oder Mehrkosten gedroht.

Wie reagiert die Schule darauf?

Wir müssen dafür sorgen, dass Studierende begreifen, wie Bauaufgaben entstehen. Wenn Architekten einfach auf ein Wettbewerbs- oder ein Bauprogramm warten, das sie dann erfüllen können, kommen sie zu spät ins Spiel. Sie müssen sich bewusst sein, wie wichtig die Vorphase ist, und müssen möglichst schon dort dabei sein. Aber nach wie vor gilt die Devise: Man darf nur entwerfen, was man auch konstruieren kann. Alison und Peter Smithson sagten: «designing by thinking of the making». Das Machen hat immer einen hohen Stellenwert.

Womit wird sich Ihre Nachfolgerin beschäftigen?

Ich habe sehr viel situativ mit meinen Kollegen entschieden. Künftige Entscheide müssen breiter abgestützt sein. Es gibt eine ganze Flut administrativer Aufgaben, die ich zum Teil noch umgehen konnte. Es braucht Prozess- und Qualitätsbeauftragte, eine Qualitätssicherung. Das wird von der Politik verlangt. Die Qualitätssicherung muss man aber als Team «bottom up» definieren: Wie wollen Architekten beurteilt werden? Was ist Qualität, wie wird sie definiert, und wie wird sie gemessen? Es wird wichtig, den Modellen, die in der Wirtschaft funktionieren und den Hochschulen übergestülpt werden, etwas entgegenzusetzen. Schliesslich produzieren wir keine schlagsicheren Fenster, sondern wir bilden Menschen aus. ●



Die Nachfolgerin

Der Zürcher Fachhochschulrat hat Oya Atalay Franck zur neuen Direktorin des Departements Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen der ZHAW gewählt. Sie ist 1968 in der Türkei geboren, studierte Architektur an der Middle East Technical University in Ankara (Bachelor) und in den USA am Rensselaer Polytechnic Institute in Troy, NY (Master). Sie promovierte 2004 an der ETH und schloss später ein Studium in Kulturmanagement an der Universität Basel ab. Seit 2009 hat sie den Studiengang Architektur der ZHAW geleitet. Die Leitung des Departements übernimmt sie am 1. Februar.



Mit dem **Confair-Falttisch**, von Andreas Störko 1994 konzipiert, gelingt die vielfältige Nutzung von Konferenzräumen im Handumdrehen. Seine zeitlos gültige Formensprache verbindet sich elegant mit der Raumgestaltung von Mensing Timofticiuc Architekten im Coworking-Space «Hafven» von 2016.

Wilkhahn